

DIE FACKEL

NR. 128

WIEN, ENDE JÄNNER 1903

IV. JAHR

[Der Bereitwillige, Getreue und Diener]

Niemand bekennt sich zu einer strengeren Auffassung von den Pflichten der Journalistik als ein Wiener Zeitungsherausgeber, dessen Konkurrent sie verletzt hat. Gegebenen Falls kann selbst ein Lippowitz oder Isidor Singer zum Schwärmer für »Diskretion«, das heißt für die Verpflichtung der anderen Blätter werden, die Nachrichten, welche das 'Neue Wiener Journal' oder die 'Zeit' nicht zu ergattern vermochte, zu verschweigen. Unbedenklich mag man die Dessous von Schauspielerinnen beschnüffelt und das Vorleben des Fräuleins Adamovics durchstöbert haben und dennoch bedenklich den Kopf schütteln, wenn ein anderer Mitteilungen von öffentlichem Interesse der Öffentlichkeit nicht vorenthalten will. Aber »Diskretion« kommt von »discere« und könnte dieser Etymologie zufolge definiert werden als die Fähigkeit, zu unterscheiden; beim Journalisten: zwischen privatem und öffentlichem Interesse zu unterscheiden. Und nichts ist lächerlicher als die von der 'Zeit' und der Wiener antiliberalen Presse geteilte Entrüstung über die »Indiskretion« des Herrn Siegmund Singer, Korrespondenten der 'Neuen Freien Presse' in Budapest, der neulich die ihm zweifellos behufs Veröffentlichung mitgeteilten militärischen Forderungen des Grafen Apponyi auch wirklich veröffentlicht hat. Unbestreitbar ist das Interesse der österreichischen Öffentlichkeit an den Bestrebungen, einen Teil der gemeinsamen Armee zu magyarisieren, unbestreitbar, daß dem Vertreter eines österreichischen Blattes das Ethos seines Informators so gleichgültig sein durfte, wie ihm die Information wertvoll war. Auch den 'Narodni Listy' und der 'Zeit' hat jüngst kein Vernünftiger verargt, daß sie die Koerber'schen Sprachengesetzentwürfe, deren Geheimhaltung von tschechischen und deutschen Abgeordneten zugesagt worden war, als sie ihnen ausgeliefert wurden, veröffentlichten; und nur das österreichische Abgeordnetenhaus wird zu erwägen haben, ob nicht, nachdem dies geschehen, die beiden tschechischen Abgeordneten, welche der Redaktion der 'Narodni Listy' angehören, und der von der 'Zeit' engagierte Abgeordnete Dr. Lecher als unsichere Kantonisten zu betrachten und von den Wahlen in die Delegationen und in sonstige Ausschüsse, welche vertrauliche Mitteilungen (namentlich über Armeeverhältnisse) zu empfangen pflegen, auszuschließen sind. In Ungarn hat sich, da Herr Siegmund Singer seinen Austritt aus der liberalen Partei anmelden mußte, der Informierte für den Informator geopfert, nicht aus Edelmüt, noch im Bewußtsein eines Verschuldens, sondern lediglich in der Zuversicht, daß Herr v. Szell seinem »Bereitwilligen, Getreuen und Diener«, wie er sich öffentlich nennt, das Opfer reichlich lohnen wird.

Aber die 'Neue Freie Presse' ist durch die willkommene Gelegenheit, sich als verfolgte Unschuld aufzuspielen, übermütig gemacht worden, und weil ihrem Siegmund Singer einmal fälschlich eine Inkorrektheit vorgeworfen ward, möchte sie uns glauben machen, der Budapester Korrespondent und sie selbst seien allzeit tadellos korrekt. Mit breitem Behagen druckt sie das von Herrn v. Szell ausgestellte Wohlverhaltenszeugnis ab und protzt mit der Ver-

sicherung des ungarischen Ministerpräsidenten, daß er von keinem Heller einer der 'Neuen Freien Presse' von der ungarischen Regierung gezahlten Subvention wisse und daß er von einer »hochwichtigen österreichischen Zeitung« gar nicht erwarte, sie werde im Interesse Ungarns schreiben. Als ob jemals eine Regierung die ausländischen Spione, die sie besoldet, dem Ausland denunziert hätte, und als ob Herr v. Szell seine Verbindung mit der 'Neuen Freien Presse' nicht um so geflissentlicher leugnen müßte, je enger sie bekanntlich ist. Bürgt doch das Lob, das Herr v. Szell dem ihm »seit einem Vierteljahrhundert als durchaus korrekten Menschen bekannten« Herrn Siegmund Singer gezollt hat, die Anerkennung, die er dessen »großen Verdiensten um die kulturellen und nationalen Interessen Ungarns« reichlich spendete, für den unerschütterten Bestand jenes Verhältnisses zur Fichtegaßlerin, dessen Pflege seit Tisza zu den heiligsten ungarischen Regierungstraditionen gehört. Ist Herr Siegmund Singer wirklich nur aus Überzeugung und ohne Lohn 25 Jahre lang der Bereitwillige, Getreue und Diener *jedes* ungarischen Ministerpräsidenten gewesen? Der beschränkteste Lakaiengeist vermag noch zwischen verschiedenen Herren zu unterscheiden; aber der Budapester Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' hat mit einer Charakterfestigkeit sondergleichen immer seinem jeweiligen Herrn angehangen, und die Bände der 'Neuen Freien Presse' bewahren die Erinnerung daran, wie Herr Siegmund Singer um die Jahreswende 1898/1899, als sich die klügere Wiener Redaktion bereits von dem Baron Banffy losgesagt hatte, bis zum Äußersten mit dem Mann ging, der damals außer der Macht über den Reptilienfonds keine andere mehr besaß. Am 6. Januar 1899 trat die 'Neue Freie Presse' im Leitartikel dafür ein, daß die liberale Partei Ungarns einem Kompromiß mit der Opposition die Person des Baron Banffy opfere. Auf der zweiten Seite des Blattes aber meldete Herr Siegmund Singer: »Die der Regierung nahestehenden Kreise und *die meisten Abgeordneten der Opposition* erklären mit einer durch nichts zu erschütternden Bestimmtheit, daß von einem Kompromisse ins solange nicht die Rede sein könnte, als der *Ausgangspunkt* desselben der sofortige oder demnächstige Rücktritt des Ministerpräsidenten Baron Banffy ist«. Und tags darauf (7. Januar 1899) berichtete er: »Das Hauptorgan der Obstruktionspartei erklärt in seiner heutigen Ausgabe, daß von einem Kompromisse mit Baron Banffy überhaupt nicht die Rede sein könne, da die Opposition mit dem Ministerpräsidenten nicht verhandeln wolle. *Auch diese Erklärung ist nicht ernst zu nehmen*, denn die Äußerungen dieses Blattes werden von seinen politischen Hintermännern nicht immer ratifiziert«. Ja noch am 8. Januar, als Baron Banffy mit der strikten Weisung, ein Kompromiß und seine Demission vorzubereiten, aus Wien nach Budapest zurückgekehrt war, versicherte Herr Singer, nach unbedingt verlässlichen Informationen sei »die Stellung des Ministerpräsidenten Baron Banffy nach oben unerschütterter«. Bis endlich, als letztes von allen Wiener Tagesblättern, die 'Neue Freie Presse' am 12. Januar 1899 aus Budapest dahin informiert ward: »Der Rücktritt des Ministerpräsidenten wird von allen Fraktionen der Opposition als der *unerläßliche Ausgangspunkt* aller Verhandlungen betrachtet« ... Herr Siegmund Singer hat bei jedem Ministerwechsel in Ungarn dieselbe Rolle wie im Januar 1899 gespielt; bis zum letzten Tage ist er mit jeder Regierung, vom ersten an ist er jedesmal mit ihrer Nachfolgerin gegangen. Und ein Zeugnis des Herrn v. Szell über Herrn Siegmund Singer werden wir erst gelten lassen, wenn der ungarische Ministerpräsident Apponyl heißen wird: Dann wird Herr v. Szell Herrn Singer um einige Jahre länger und umso genauer kennen, weil dann Herr Singer Herrn v. Szell nicht mehr kennen wollen wird.

†

[Der Stellvertreter des Kaisers]

Der liberalen Presse bereitet die Übernahme kaiserlicher Repräsentationspflichten durch den Thronfolger sichtliche Verlegenheit. Daß Erzherzog Franz Ferdinand mit Herrn Gregorig auf dem Ball der Stadt Wien ein politisches Gespräch geführt haben soll, wäre das Geringste. Aber die unpolitischen Ansprachen auf dem Industriellenball! Die primitivste Auffassung loyaler Pflichten gebietet, einen erzherzoglichen Ausspruch nicht höher als mit drei Gulden für die dreimal gespaltene Zeile zu berechnen, wenn bei Kaiserworten die Taxe von fünf Gulden üblich war. In den Administrationen der Wiener Großpresse brach eine Panik aus, als die Nachricht einlangte, der Monarch bedürfe der Schonung und habe den Erzherzog mit seiner Vertretung beauftragt. Wie resigniert klingt die Erzählung der 'Neuen Freien Presse': »Bei Herrn W. G., Gesellschafter der Firma Würzl & Söhne, erkundigte sich der Erzherzog nach den Exportverhältnissen in Reiserequisiten und meinte: 'Ich bin ja eine treue Kunde von Ihnen'«. Und wie schlampig das stilisiert ist! Natürlich hat der Erzherzog gesagt, er sei »ein *treuer* Kunde« der Firma. Ein wenig genauer ist das 'Neue Wiener Tagblatt'. Es hat, da das Geschäftliche nur geringe Ausbeute versprach, den Revolver ins Korn geworfen und dafür die Flinte aufgehoben. Es hält sich an die jagdsportlichen Gespräche des Erzherzogs, die sein Reporter erlauscht hat. »Meinem Bruder«, habe der Erzherzog zu Herrn Anton Dreher bemerkt, »tat es leid, daß er zu Ihrer Jagd nicht kommen konnte; er wollte zu Ihnen, doch war bei Ihnen auf Tordas alles eingeschneit.« Aber wir erfahren noch Interessanteres. Der Erzherzog »erkannte« den Präsidenten des Niederösterreichischen Gewerbevereins, Herrn Denk, »als Herausgeber der 'Mitteilungen des Wiener Jagdclub' und war erfreut über die ausgezeichnete Abbildung seines zweitausendsten erlegten Hirsches. Er nahm mit Vergnügen zur Kenntnis, daß Herr Denk in seinem Reviere die Hirsche füttere, welche aus der Au des Erzherzogs ins Hainburger Gebirge hinüberwechseln. Der Erzherzog fragte, wie Herr Denk nach Hainburg fahre. Herr Denk erwiderte: 'Mit der Knöpferlbahn über Bruck, 42 Kilometer in drei Stunden.'« Die Fortsetzung des Gesprächs, die sich auf die berufliche Tätigkeit des Herrn Denk bezog, hat die Herren nicht sonderlich interessiert, und wenn man den Bericht des 'Neuen Wiener Tagblatt' mit dem der 'Neuen Freien Presse' vergleicht, so weiß man weniger, als wenn man keines der beiden Blätter gelesen hätte. Dort heißt es: »Sodann dankte der Erzherzog Herrn Denk für das übersendete Referat über einen kürzlich im Gewerbeverein über das Konsularwesen im Orient gehaltenen Vortrag.« Hier wird beteuert: »Der Erzherzog hatte ein von ihm veranlaßtes und ihm vorgelegtes Referat über diese Fragen dem Vereine zur Begutachtung zugesendet, und Präsident Denk sprach dafür den Dank des Vereines aus.« Das 'Neue Wiener Tagblatt' behauptet also, Herr Denk habe das Referat gesendet und der Erzherzog habe gedankt, die 'Neue Freie Presse' dagegen, der Erzherzog habe es gesendet und Herr Denk habe gedankt. Man merkt, die Herren haben diesmal auf eigene Faust, ohne die sichere Direktive der Administration gearbeitet. Sie taten so, als ob sie zum *Vergnügen* auf dem Industriellenball und dem Ball der Stadt Wien gewesen wären, und hielten sich an die Toiletten, der Damen unseres Hochadels: Frau v. Biedermann—Turony, Frau v. Redlich (»ganz mit Diamanten gestickt«, ruft die 'Neue Freie Presse') und Frau Eisner v. Eisenhof ... Nein, mit dem Debüt des Erzherzogs sind sie nicht einverstanden. Und da ein freimütiges Aussprechen dessen, was die Herzen bedrückt,

verpönt ist, registrieren sie wenigstens beifällig die Tatsache, daß sowohl beim Eintritt wie beim Abgang des Thronfolgers die Musik »Gott erhalte ... « gespielt hat.

* * *

[Die Denkschrift des akademischen Senates]

Der Unterrichtsminister wird neue Ausreden ersinnen müssen. Auf die Denkschrift der Wiener philosophischen Fakultät hat er im Parlament mit der Herzhaltung der Verdienste geantwortet, die er sich um die medizinische Fakultät erworben habe. Und jetzt hat der akademische Senat, unter dem Vorsitze des Chirurgen Gussenbauer, eine Denkschrift ausgearbeitet, die eindringlich die Vernachlässigung aller Fakultäten und besonders der medizinischen schildert. Was wird Herr v. Hartel antworten? Der akademische Senat hat ihn mit einer boshaften Höflichkeit behandelt: er läßt dem Unterrichtsminister die Ausrede auf das Gehaltsgesetz und den Finanzminister, aber er zeigt auch sogleich, daß sie nicht gilt. Denn nicht das Gehaltsgesetz, sondern seine Durchführung, die ununterbrochen in Herrn v. Hartels Hand — als Sektionschefs und Ministers — gelegen hat, trägt am Verfall der Wiener Universität Schuld. Und wenn man selbst glauben wollte, der Finanzminister habe Herrn v. Hartel gehindert, seine Pflicht gegenüber der Wiener Universität zu tun, wenn es selbst denkbar wäre, daß Herr v. Hartel von demselben Finanzminister, der ihm 100.000 Gulden für Deckengemälde in der Universitätsaula bewilligte, ein paar hundert Gulden nicht erlangen konnte, derentwegen man seinerzeit den ersten Physiologen und später den ersten Physiker Deutsch—Österreichs nach Deutschland ziehen ließ, so beweist der akademische Senat, wie leicht die Abhängigkeit des Unterrichtsministers vom Finanzminister gelockert werden kann. Nur dürfen die Vertreter der naturwissenschaftlichen Disziplinen nicht glauben, daß die Unabhängigkeit eines Ministers, den auch die Abhängigkeit nicht gehindert hat, der Archäologie sehr bedeutende Summen zuzuwenden, moderneren Fächern zugute kommen würde. Das stärkste Hindernis für den Aufschwung der naturwissenschaftlichen Studien in Österreich ist Herrn v. Hartels tiefwurzelnde Überzeugung, daß es in den beschreibenden Naturwissenschaften hauptsächlich auf die Kenntnis der lateinischen Namen ankommt. Und man glaube nicht, daß Herr v. Hartel für die Medizin nichts tun will. Stehen ihm nur erst ausreichende Geldmittel zu Gebote, so wird er sie sicher für die Herstellung musterhafter Ausgaben der medizinischen Schriften des Altertums verwenden. Statt Denkschriften zu verfassen, sollten die Universitäten um Herrn v. Hartels Rücktritt petitionieren. Was nützt es, dem Unterrichtsminister den Text zu lesen, wenn er nicht lateinisch oder griechisch ist?

+

* * *

[Der Konkurrenzkampf der Wiener Zeitungen]

Der Konkurrenzkampf der Wiener Zeitungen wird immer heftiger, und das Publikum weiß nicht mehr, was es mit den Ballen bedruckten Papiers, die ihm täglich unentgeltlich ins Haus zugestellt werden, anfangen soll. Trotz wiederholten, immer energischeren Ablehnungen, so klagen Briefschreiber, werde ihnen die 'Zeit' seit Wochen vor die Türe gelegt und unaufhörlich würden sie in Zirkularen bestürmt: »Lesen Sie nur! Sie werden schon ... «

Jetzt komme noch das 'Neue Wiener Journal' dazu, künde in einem vom 21. Januar datierten Rundschreiben an, man werde es bis Ende Februar »völlig gratis« erhalten und es sei überzeugt, daß man bald »zu der großen Zahl seiner Freunde zählen« werde. Ob man sich denn eine so schmäbliche Zumutung gefallen lassen müsse? Den Briefschreibern ist nicht zu helfen. Eine Ehrenbeleidigung im strafrechtlichen Sinn ist die Verdächtigung ihres guten Geschmacks, die sich die Herren Singer und Lippowitz erlauben, nicht, und unter dem Schutze unzulänglicher Gesetze dürfen Zeitungsherausgeber jedem das Kehren vor der eigenen Tür dadurch erschweren, daß sie dort ihren Mist abladen. Zum Glück aber beginnt neuestens in Wien eine Gepflogenheit einzureißen, die dem Publikum die Mühe, erst einen Berg von Zeitungen hinwegzuräumen, ehe man die Wohnung verläßt, nicht wenig erleichtert. Die Zuträger einer Zeitung fungieren nämlich zugleich als Abträger der anderen. Die 'Zeit' ist bekanntlich zuerst daraufgekommen, daß ein Zeitungsausträger des 'Neuen Wiener Tagblatt' ihre Nummern von der Türe eines Abonnenten zu stehlen pflegte, und ihre Aufregung über diese Verringerung ihres Absatzes steigerte sich zu der Überzeugung, sie habe es mit einer Verschwörung der Administrationen zu tun und mit einem planmäßigen »Kampf gegen die 'Zeit'«. Der Austräger ward verklagt und seine Verurteilung jubelnd verkündet. Aber während die Herausgeber der 'Zeit' ein Exempel statuierten, scheinen die Austräger der 'Zeit' beschlossen zu haben, ein Exempel zu befolgen. Einer von ihnen wurde neulich mit Arrest bestraft, weil er hartnäckig das 'Neue Wiener Journal' von den Türen der Abonnenten stahl und die löbliche Absicht, die Verbreitung der periodischen Schandlektüre zu verringern, dadurch diskreditierte, daß er das 'Neue Wiener Journal' durch Exemplare der 'Zeit' ersetzte. Nach dem Beispiel, das die 'Zeit' gegeben, hätte jetzt Herr Lippowitz von einer Verschwörung, die Herr Isi Singer angezettelt, reden dürfen. Aber es wäre Überhebung, wollte ein einzelner Zeitungsherausgeber glauben, daß die Austräger der anderen Blätter es just auf das seine abgesehen haben. Die Klagen über gestohlene Blätter jeder Parteifarbe laufen neuestens von allen Seiten ein, und es ist offenbar, daß man es mit einer besonderen Form von Kleptomanie zu tun hat, die epidemisch unter den Austrägern der Tagesblätter auftritt und nachgerade zu einer ständigen Erscheinung im Wiener Zeitungskampf sich herausbildet. Wer zuletzt kommt, bleibt in diesem Kampfe Sieger, und durch das Guckloch sehen die Stubenmädchen zu, wie Blatt nach Blatt jede Viertelstunde vor die Wohnungstür gelegt wird, um in der nächsten wieder entfernt zu werden. So wird es der 'Zeit' vielleicht doch gelingen, eine Reform im Wiener Zeitungswesen anzubahnen. An ihrer schlechten Administration, die an der verspäteten Zustellung die Schuld trägt, werden sich die übrigen Blätter ein Beispiel nehmen müssen, wenn sie sich nicht damit begnügen wollen, schließlich nur mehr den Austrägern der 'Zeit' zur Lektüre zu dienen.

Aber der Blätterdiebstahl kann auf die Dauer den Zeitungen, die doch von ihrem Absatz nicht leben können, nicht genügen, und wichtiger als der Leserfang ist es, einander die Inserenten wegzufangen. Hier dürfte wirklich von einer Verschwörung die Rede sein, und deren Opfer ist das 'Neue Wiener Tagblatt', das mit seinem zum Bersten vollen »Kleinen Anzeiger« den Neid aller Administratoren erweckt. Lippowitz ist zuerst auf die Idee verfallen, den Inserenten des 'Neuen Wiener Tagblatt' ein »kostenloses« Inserat im 'Neuen Wiener Journal' — nur gegen eine kleine »Einschreibgebühr« — anzubieten. Und jetzt erhält das »bessere Stubenmädchen«, das Sonntags eine Annonce in das Steyrermühlblatt einrücken ließ, bereits am Dienstag eine Zuschrift des vornehmen 'Fremdenblatt', in der es zur Einschaltung seines Inserats zum bil-

ligen Preise von 80 Hellern aufgefördert wird. Wenn es so weitergeht, werden wir bald im »Kleinen Anzeiger« den bisher nur bei den Inseraten von Aktiengesellschaften üblichen Vermerk auftauchen sehen: Nachdruck wird nicht honoriert!

†

* * *

[In Paris! In Paris!]

»Der Justizminister hat den Ministerrat verständigt, daß er eine Aktion gegen die pornographischen Witzblätter vorbereite, und er hat gleichzeitig die Maßregeln bekanntgegeben, die er gegen die Herausgeber und Autoren dieser gegen die guten Sitten verstößenden Publikationen ergreifen will. Vor allem wird dem Parlament unverzüglich eine Änderung der hierauf bezüglichen Paragraphen des Strafgesetzes vorgelegt werden. Gleichzeitig sollen die Staatsanwälte verständigt werden, daß jene illustrierten Blätter, die anstößige Illustrationen enthalten, in den Zeitungskiosken und Magazinen der Zeitungen saisiert werden können. Den Zeitungskioskbesitzern wird mitgeteilt, daß ihnen die Ausstellung von Zeitschriften, die auf der Umschlagseite mit einer anstößigen Illustration geschmückt sind, untersagt ist.. Der vorzulegende Gesetzentwurf setzt Gefängnisstrafen von einem Monat bis zu einem Jahre fest und Geldbußen von 100 bis 5000 Francs.«

In Paris!

»Die Staatsanwaltschaft hat gegen zwei große Blätter die Anklage wegen Verletzung der Sittlichkeit erhoben. Den Grund des strafgerichtlichen Verfahrens bildet die Aufnahme von Inseraten, die vermittelt Umkehrung von Buchstaben obszöne Worte und Vorschläge zum Ausdruck bringen. Weiter hat ein großes Tagblatt den Redakteur eines *Konkurrenzblattes* beim Zivilgericht auf Schadenersatz belangt. Das klagende Journal beschuldigt den Redakteur, *unsittliche Inserate bei ihm eingeschmuggelt zu haben, um dann im Namen der beleidigten Moral einen Feldzug eröffnen zu können.*«

In Paris!



[Wie der Freiherr Philipp v. Haas zum Dichter ward]

Herr Baron Haas, für dessen dramatisches Schaffen die Wiener Journalistik seit jeher eine Vorliebe hatte, weil man bekanntlich in den Zwischenakten seiner Stücke auch gratis essen kann, ist kürzlich interviewt worden. Ein Vertreter des 'Neuen Wiener Journal' war bei ihm und schildert ihn begeistert als einen Grandseigneur, der Kunst und Wissenschaft pflege, während seine »Standes— und Vermögensgenossen« sich mit Ballett und Varieté abgeben. Nun, über Geschmack läßt sich bekanntlich streiten, und die Frage, wer sich um sein Zeitalter größere Verdienste erwirbt: Der eine gute Ballerine aushält oder der ein schlechtes Stück, schreibt, ist noch nicht endgültig

entschieden. Sicherlich wäre auch gegen die Passionen des Freiherrn v. Haas nicht das geringste einzuwenden, wenn sie in demselben Maß eine Angelegenheit des Privatlebens blieben, wie die Beziehungen seiner Standesgenossen zu Ballett und Varieté. Das sind sie aber leider nicht, und auch die Hoffnung, das 'Neue Wiener Journal' werde, wenn es schon berufsmäßig galante Affären zum Gegenstande publizistischer Erörterung macht, wenigstens den dramatischen Drang des Herrn v. Haas diskret behandeln, hat sich nicht erfüllt. Im Gegenteil! Der Vertreter des 'Neuen Wiener Journal' sucht Herrn v. Haas eigens auf, plaudert mit ihm über die Methode seines Schaffens und läßt hoch das Lied von dem braven Mann klingen, der Jäger und Automobilist, ein Chemiker und ein Schauspieler, ein Dichter und ein Held sei. Also ein bißchen Aufgeschnittenes, womit sich diese dankbaren Preßgemüter für die belegten Brötchen jener denkwürdigen Carltheateraufführung noch heute revanchieren zu müssen glauben. Schon der Anfang des Berichtes, die Schilderung des »prächtigen Palastes mit solider Freitreppe«, zeugt von dem Wohlwollen des Besuchers. O diese Journalisten! Wenn sie in ein besseres Haus kommen dürfen, benützen sie natürlich die *Freitreppe*. Und wenn sie oben sind, nennen sie den Hausherrn dankbar einen Dichter. Dem Baron Haas gibt man diesen Ehrentitel schon aus dem Grunde, weil er »es durchaus nicht nötig hat, Tantiemen zu beziehen«. Aber gerade dadurch wird er umso interessanter. »Was treibt einen *freien, unabhängigen, unbescholtenen* Menschen zum Schreiben?«. Das kann ein Redakteur des 'Neuen Wiener Journal' nicht fassen! Frei und unabhängig, das ginge noch; aber — unbescholten!? Herr v. Haas gibt eine befriedigende Erklärung: »Ich schreibe, wenn sich mir eben *eine Zeit* bietet und wenn ich durchaus nichts anderes im Kopfe habe ... « »Der Februar ist zum Dichten der beste Monat, denn da ist die Jagd vorüber, die Ballsaison und die Gesellschaften hat man auch schon satt. Was tut man also am Vormittag? Man denkt und schreibt, *das Wetter ist schlecht*, ausgehen kann man nicht, *ich bin also dazu bemüßigt*.« ... »Was könnte ich sonst in meiner freien Zeit tun? Tarokspielen! ... Das erscheint mir langweilig. ... da schreibe ich doch lieber.« Jetzt also wissen wir, wie der Freiherr Philipp v. Haas zum Dichter ward, und es bleibt uns nichts übrig als die Hoffnung, daß uns der liebe Himmel andauernd gutes Wetter schenke.

* * *

[Lothar und Coquelin]

Daß einer öffentlich mit seiner Zudringlichkeit protzt, ist gewiß eine Erscheinung, die selbst in Wiener Literaturkreisen nur selten beobachtet wird. Herr Rudolph Lothar rühmte sich neulich, einen Lästigkeitsrekord erzielt zu haben, der noch nicht erlebt ward, seit der Verkehr mit den Interjuifs die Reiseunbequemlichkeiten fremdländischer Künstler vermehren half. Der alte Coquelin, der nach Jahren wieder einmal in Wien gastiert hat, mag sich für seine freien Stunden sicherlich eine andere Sehenswürdigkeit erhofft haben als Herrn Rudolph Lothar. Aber es sollte nicht sein. Coquelin hat von Wien *nichts als Lothar* gesehen. Wir wissen es aus dem Munde dieses Herrn selbst, und er hat gewiß nicht übertrieben. Wie das kam? Sehr einfach. »Coquelin sitzt behaglich vor seinem Toilettentischchen«. Auf einmal beginnt er »mit den Äuglein zu zwinkern, das mollige Kinn tritt vor, die Nase bläht sich und das ganze Gesicht wird ein Lachen«. Kein Zweifel, er hat Rudolph Lothar erblickt. Der alte Mime »hat gestern noch in Prag gespielt, ist die ganze Nacht hindurch gereist, und jetzt ist Nachmittag und er soll auf die Bühne.« Aber das geniert Herrn Lothar nicht. Coquelin ist müde, Lothar ist es nicht.

Er hat eben erst den chinesischen Gesandten, ein Wunderkind und den Konfektionär Gerngroß interviewt — er wird auch noch mit dem alten Coquelin fertig werden. Der sieht, daß es ernst wird, verliert alle Munterkeit und trachtet zu entwischen. Gleich wird der Inspizient das Zeichen geben, »Coquelin—Mascarille setzt die rotblonde Perücke auf und zupft sich sein Spitzenvorhemd zurecht«. Aber schon beginnt auch Lothar zu zupfen und an den Künstler die Frage nach seiner Weltanschauung zu stellen. Der Alte, sichtlich gereizt, »nimmt seinen hohen weißen Stock«. Der Besucher faßt diese Geste irrtümlich als Einladung zum Spazierengehen auf, und seiner suggestiven Kraft gelingt es, den berühmten Schauspieler von seiner ursprünglichen Absicht, auf der Bühne des Carltheaters weiterzuspielen, vorläufig abzubringen. Die Kollegen warten ungeduldig, das technische Personal wird zusehends nervöser, das Publikum beginnt zu murren. »Wir gehen noch eine Weile *Arm in Arm* leise sprechend auf der Hinterbühne auf und ab«. Was Coquelin flüsterete? »Lieber Lothar, ich bitte Sie, nur hier nicht!« »Suchen Sie mich im Hotel auf, dort sage ich Ihnen alles über den deutschen Kaiser, über Maeterlinck und über die Comédie française!« »Loslassen, oder ich schrei!« Aber Lothar läßt nicht los, und Coquelin muß Rede und Antwort stehen. Endlich sieht jener ein: Mascarille »muß in die Sänfte steigen, denn die Preziosen erwarten ihn schon«. Herr Lothar denkt: »Wir können warten!« und schaut sich durch ein Loch in der Kulisse dieses unnachahmliche Bravourstück Coquelin'scher Lustigkeit an«. Einmal muß sich ja jeder Schauspieler abschminken ! ... Coquelin stürzt in die Garderobe. Peinlicher Zwischenfall: Lewinsky »kommt auf einen Augenblick herein. Freude des Wiedersehens. Umarmung. Kuß ... Aber Lewinsky hat es eilig.« Lothar nicht. Und so »bleiben wir beide bald wieder allein«. Coquelin ist fertig, setzt sich die Pelzmütze auf den Kopf und will gehen. Er hofft, draußen werden ihm die Pferde und Herr Lothar ausgespannt werden. Die Pferde wird der Meister glücklich los ... »Wir schlendern gemächlich über die Ringstraße ins Hotel«. Es dunkelt ... Am Abend, beim Diner bei einem Wiener Freunde« trifft man sich wieder, und »beim Nachhausegehen, spät nachts, durch den fallenden Schnee, erzählt mir Coquelin noch einmal vom Kaiser«. Aber Rudolph Lothar hat »den Menschen Coquelin nie höher schätzen gelernt, als in der taktvollen und diskreten Art, mit der er über diese merkwürdige Episode seines Lebens berichtet«. Über die weitaus merkwürdigere wird Coquelin in Paris sicherlich ebenso taktvoll und diskret berichten, und er wird die Anhänglichkeit eines Wiener Schriftstellers loben, welcher er sich anfangs bescheiden erwehren wollte, und eine Beredsamkeit, der er schließlich erlag.

* * *

Kritik

'*Deutsche Zeitung*', 25. Jänner:
(Deutsches Volkstheater.) Lothar Schmidts dreiaktige »Komödie«
»Der Leibbursch« ist wohl seit Freitags »Journalisten« das beste deutsche Lustspiel, dessen der hier Berichtende sich entsinnen kann. Die

'*Deutsches Volksblatt*', 25. Jänner:
(Deutsches Volkstheater.) Die dreiaktige Komödie »Der Leibbursch« von Lothar Schmidt ist ein höchst unerquickliches Stück. So wie der Titel ist auch alles andere in diesem Stück weit hergeholt und geküns-

Lichter des Witzes, die Tiefe des Humors, herzerwärmende Schönheit und die aufrüttelnde Kraft wahrer Dichtung wirken in diesem Stücke auf uns ein. Es schadet nicht, daß sich das Leitmotiv der »Nora« durchdrängt; nicht auf das »Was«, auf das »Wie« kommt's ja an. Wie sich zwei grundehrliche Menschenherzen finden, sie, die 28jährige Gymnasial—Oberlehrersgattin, und er, der gerade, burschikose »Leibbursch« ihres Mannes, ist unendlich reizend geschildert. Die beiden keuschen Seelen — »des Weibes Keuschheit liegt in ihrem Leib, des Mannes Keuschheit liegt in seiner Seele« — haben längst eine Wahlverwandschaft geschlossen; böse Kläffer verdächtigen sie des Ehebruches und sie kommen rechtschaffen zusammen. Also auch etwas »Monna Vanna«. Alles aber voll Feinheit, voll edler Sinnlichkeit. Ein verlockendes Spiel für Künstler. Lauter beste Rollen.

telt. Wir bekommen wie schon so oft wieder einmal eine jener Ehen zu sehen, die mit Ach und Krach ein Dazennium wahren und die in dem Augenblick ernstlich ins Wackeln kommen, in dem durch das Auftauchen eines gewissen »Er« oder einer gewissen »Sie« die Elastizitätsgrenze des Ehebandes überschritten wird ... Wir erfahren bis in die kleinsten Details, wie die beiden Gatten miteinander stehen, und so wundert es schließlich niemand, daß wir zum Schlusse noch erfahren, daß der Herr Gymnasiallehrer für Defizite seiner ehelichen Beziehungen außerhalb des Hauses Entschädigung sucht und daß die junge Frau, als sie davon erfährt, bereit ist, ihr ferneres Schicksal dem »Leibburschen« ihres bisherigen Lebensgefährten anzuvertrauen. Von einer wirklichen Handlung ist in den drei Akten wenig zu bemerken und auch die Episoden, die uns vorgeführt werden, entbehren der Originalität.

Also eine kleine Meinungsverschiedenheit. Aber bemerkenswert ist die Disziplinlosigkeit, die neuestens in antisemitischen Preßkreisen überhand nimmt. Früher wurde die Beurteilung von Dingen des Theaters, der Kunst und der Literatur wenigstens in die Parteischablone gezwängt, und man hatte, wenn hier einheitlich geschimpft wurde, während Zeitungsjudas sich in Krämpfen der Verzückung wand, immerhin einen sicheren Anhaltspunkt für die Konfession und Abstammung des Künstlers oder Schriftstellers. Jetzt ist alles in nebelhafte Subjektivität verschwommen. Woran soll sich der antisemitische Zeitungsleser halten?

* * *

[Die 'Zeit' bringt keine Reklamenotizen]

Die 'Zeit' bringt »keine Reklamenotizen im redaktionellen Teil«: das haben uns die Westeuropäer feierlich versprochen, und ihre Anhänger haben die Einhaltung des Versprechens um so zuversichtlicher erhofft, als der für Reklame im redaktionellen Teil der 'Zeit' verfügbare Raum durch die Selbstreklame, die sich das Blatt bereitet bereits übermäßig in Anspruch genommen schien. Aber Herr Gabor Steiner ist nicht der Mann, der sich in einen Inseratenteil zurückdrängen ließe. Gibt es für ihn im redaktionellen Teil keine *Reklame*, so verlangt er mehr: *lobende Kritik*. Die 'Zeit' will seine Waschzettel, die überall als »Zuwag'« zum Inserat geboten werden, nicht abdrucken? Sei's denn! Aber dann müssen sich die Redakteure der 'Zeit' von der

Administration den Auftrag erteilen lassen, die Waschzettel des »Orpheum« umzustilisieren, und statt der kleingedruckten Notiz, in der die Leser anderer Blätter die Antwort auf die Frage »Wer ist Phroso?« erfahren, muß dem Publikum der 'Zeit' eine ausgewachsene »Schmucknotiz« vorgesetzt werden. »Auf Wunsch der Direktion wird Phroso von nun ab zum Schlusse seiner Produktion vortreten, um zu zeigen, daß er wirklich lebt«, hatte Herr Gabor Steiner durch die anderen Blätter melden lassen. Die Leser der 'Zeit' durften von dem »Wunsch der Direktion« nach Reklame nichts erfahren. Aber dafür lasen sie: »Es wirkt verblüffend, wie ein Mensch mit solcher unstörbarer Lebensverleugnung einen Automaten spielen kann. Der junge Mann, der scheinbar erst in Gang gesetzt werden muß, dessen Gesten und Bücklinge plump und eckig sind, dessen Bewegungen mechanisch nachschwingen, um desto täuschender zu erscheinen, dessen Augen kalt und tot in die Luft starren, ist ein Phänomen eiserner Selbstbeherrschung. Nicht einmal das leblose Gesicht ist Maske, wie anfangs angenommen wurde. Phroso zuckt nicht mit den Wimpern, rührt keinen Muskel im Gesicht. Erst am Ende seiner Produktion verneigt er sich, sagt lachend: 'Danke schön!' und tänzelt als ein netter junger Englishman davon. Phroso's Gesichtsstarre hat, obzwar sie beabsichtigt ist, etwas Pathologisches an sich.«

* * *

[Lucina, Moneta und Auspitz]

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Über das Forum, an der Cloaca maxima vorbei, führte der Weg den alten Römer, wenn er, das Heiligtum der *Juno Lucina* verlassend, vom Mons Esquilinus herabgestiegen war und die Schritte zum Mons Kapitolinus lenkte, in ihrem Tempel die gänseumschnatterte *Juno Moneta* zu grüßen, die neben der Münzstätte hauste. Kapitalismus und Staatsrettertum haben auch in späteren, Zeiten und in anderen Ländern nahe beieinander gewohnt. Nur waren die Staatsretter längst nicht mehr harmlose Gänse, sondern gleichen eher Raubvögeln. Aber immer noch sind es übelriechende Kanäle, die zwischen Kapitalismus und Volksvermehrung den Zusammenhang bezeichnen. Soll das plötzlich anders geworden sein, und muß man sich entrüsten, weil Juno, die sich als »Lucina« verehren ließ, sich mit einemmale als »Moneta« zeigt? Wenn Frau Auspitz aus ihrem Hause, dem gastlichen Heim der Börsenwöchner, sich zu dem Wöchnerinnenheim begibt, dessen Bau und Erhaltung sie bezahlt hat, so bleibt sie stets dieselbe, und es ist töricht, sich darüber aufzuregen, daß eine Finanzdame die Strohmannwirtschaft, die in den Generalversammlungen von Banken üblich ist, in die Generalversammlung eines Wohltätigkeitsvereines verpflanzt hat. Man frage doch die Leute, die dagegen protestieren, daß Frau Auspitz, wie's ihr beliebt, im Verein »Lucina« schaltet und waltet, was sie den hunderttausend Gulden, die Herr Rudolf Auspitz dem Wöchnerinnenheim gespendet, was sie den Tausenden von Kronen, die Frau Auspitz als Mitgliederbeiträge gezahlt hat, um ihrer Klientenschar im Verein das Stimmrecht zu kaufen, eigentlich entgegen zu setzen haben. Ihren Eifer für die gute Sache? Aber die Sache, für die Frau Auspitz ihr gutes Geld gezahlt hat, war und bleibt die ihre, und der Erfolg, mit dem sie die Wohltäterinrolle spielt, ist nicht von dem Urteil derer abhän-

gig, die sich als Statisten bei der »Lucina« anwerben ließen, nachträglich aber das Recht mitzusprechen für sich reklamieren. Mögen die Herren, wenn es ihnen um das Wohl von Wöchnerinnen zu tun ist, aus eigenen Mitteln Hilfe schaffen! Aber sie haben kein Recht, Frau Auspitz in dem Bemühen, ihrem Gatten in's Herrenhaus oder zur Baronie zu verhelfen, zu stören. Nicht der ideelle Anteil an einem wohltätigen Werke, sondern die Anteilscheine gelten dem Kapitalisten, und wenn dies bestritten wird, ist zu befürchten, daß unsere Finanzmänner ihr Geld künftighin nicht mehr für Wohltätigkeitsanstalten, die auch bei der schlechtesten Verwaltung noch nützen, sondern lieber für den Reptilienfonds verwenden werden, der bei der besten Verwaltung am meisten schadet.

* * *

Ein Fall von Flagellantismus

Die 'Zeit' vom 19. Januar meldet, die Kronprinzessin von Sachsen habe sich »sehr befriedigt über ihren Genfer Aufenthalt geäußert und *sich nur über die Berichterstatter beklagt, die sie sehr belästigt hätten*«.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Aus dem Jahrbuch der Grillparzer—Gesellschaft]

Literarhistoriker. Mit Interesse, schreiben Sie, sieht man den alljährlichen Veröffentlichungen der Grillparzer—Gesellschaft entgegen. Die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Arbeit werden nicht nur dem Literarhistoriker, auch dem Publikum zu Dank in den Jahrbüchern dargeboten. Aber auf wessen Dank man es diesmal mit dem Artikel »Zum Jubiläum Bauernfeld's« von Egon von Komorzynski abgesehen hat, ist vorläufig nicht zu erraten. In wissenschaftlicher Umgebung nimmt sich diese Schleuderarbeit sonderbar genug aus, und man muß im Feuilleton der Tagespresse weit — etwa bis zu den Beiträgen des Herrn v. Komorzynski — zurückblättern, um auf eine ähnliche Probe von Oberflächlichkeit zu stoßen. In der Einleitung sagt der Verfasser, das Jahr 1902 sei überreich an literarischen Jubiläen gewesen —: »es hat uns neben dem dreißigsten Todestag unseres Grillparzer auch den hundertsten Geburtstag Eduard von Bauernfeld's gebracht«. Dies scheint der einzige Grund für den Verfasser gewesen zu sein, sich mit dem Autor näher zu befassen. Jährt sich der Todestag eines berühmten Mannes, so sitzen auch schon literarische Leichenbeschauer in einer Wiener Bibliothek, lesen gramgebeugt eine Biographie und Proben aus den Werken, mißverstehen beides, da sie — nicht nur infolge des Schmerzes — ganz auffassungslos sind, schleichen mit müden Schritten heim, um die unverdaute Lektüre in ein unverdauliches Feuilleton umzugießen, und streichen mit wehmütigem Lächeln das Honorar ein. Der rastlosesten einer ist eben jener Herr Egon von Komorzynski. Wenn er 1902 ein an Jubiläen überreiches Jahr nennt und nur Grillparzer und Bauernfeld hierfür aufzubringen vermag, so scheint Ihnen dies »überreich« ein wenig übertrieben. Hatte ihm doch das Jahr 1900 Johann Sebastian Bach ('Volkszeitung' vom 27. Juli) und Antonio Salieri ('Volkszeitung' vom 4. Sep-

tember) gebracht! Und war nicht das Jahr 1901 ein gesegnetes? Die literarische Leichenbeschau ergab Albert Lortzing ('Deutsche Zeitung' vom 21. Jänner), das Freihaus — Herr von Komorzynski ist auch Kulturhistoriker — ('Deutsche Zeitung' vom 30. Jänner), Karl Lachmann ('Wiener Abendpost' vom 12. März) und Novalis ('Wiener Abendpost' vom 26. März)! Aber das »überreich« bezieht sich wohl darauf, daß Herr von Komorzynski volle 13 Seiten ins Jahrbuch der Grillparzer—Gesellschaft zu bringen vermochte! Da Ihnen ein solcher Raum in der 'Fackel' nicht zur Verfügung steht, müssen Sie sich darauf beschränken, die stilistisch oder wissenschaftlich markantesten Stellen herauszugreifen. Im 11. Abschnitt des Aufsatzes, Seite 52 überrascht uns der Verfasser mit der überaus glücklichen Entdeckung:

»Mit dem ihm eigenen scharfen Blick hatte Bauernfeld rasch erkannt, daß Kotzebue seine Lustspiele hauptsächlich im Rahmen der Kleinstädtereie Deutschlands fixiere, und richtig schloß er daraus, daß der Dichter wienerischer Lustspiele durchaus die Wiener Gesellschaft zum Untergrund seiner Dramen machen müsse«.

Also wirklich, das alles hatte Bauernfeld richtig geschlossen, ohne nur einen Moment zu zweifeln, ob er nicht zum Untergrund seiner wienerischen Lustspiele die Lemberger Gesellschaft machen sollte? Stilistisch gelungen ist die Wendung: »Die Beamenschaft, der sich ein bißchen vom Adel zugesellt«. Eine treffende Beobachtung: »Die meisterhafte Charakteristik der Figuren kommt aber erst dadurch zur vollen Wirkung, daß die Personen friedlich oder freundlich mit einander zusammenstoßen«. Weitere Beispiele für feierlichen Unsinn: In der Besprechung des Lustspiels »Großjährig« heißt es: »Ebendarium ist auch hier die SKIZZENHAFTE AUSFÜHRUNG durch die FEINSINNIESTE AUSGESTALTUNG in jeder Hinsicht ersetzt worden«. Und auf Seite 64: »'Die Republik der Tiere' schrieb Bauernfeld im April 1848 in Graz — (Gedankenstrich!) noch nicht völlig GENESEN von dem TÖDLICHEN Nervenfieber, das ihn während der stürmischen Märztage befallen hatte« ... All dies steht wirklich im letzten Jahrbuch der Grillparzer—Gesellschaft. Man fühlt sich nach diesen Proben wirklich nicht bemüßigt, den Mann dafür zur Rechenschaft zu ziehen, daß er Bauernfeld »eine freudige, lichte Erscheinung zwischen dem herben vergrämten Grillparzer und dem GANZ IN HILFLOSER SCHWÄRMEREI AUFGEHENDEN RAIMUND« nennt. Gewiß, wir würden diesem hilflosen Schwärmer, wenn er uns selbst nichts als die Köhlerhüttenszene im »Alpenkönig und Menschenfeind« gegeben hätte, einen Dichterlorbeer zuerkennen. Aber wundersam enthüllt sich die Schuld in Raimund's Dichtertragödie. Warum jährte sich im Jahre 1902 nicht sein Geburts— oder Todestag in einer durch 10 teilbaren Zahl? Das hätte, meinen Sie, Herrn v. Komorzynski sicherlich milder gestimmt.

[Die verkleideten Redakteure der 'Zeit']

'Zeit'—Genosse. Ja, sie drängen sich mutig vor. Als sie sich aber neulich auf militärisches Gebiet wagten, sind die Herren Singer und Kanner gründlich abgeblitzt. Die 'Zeit' hatte, wie mir ein Generalstäbler mitteilt, die Unverfrorenheit gehabt, an höhere Offiziere gedruckte eingehende Fragebogen zu versenden, und wollte eine Enquete über die Einführung der zweijährigen Dienstzeit veranstalten. Natürlich bekam sie — weil das Dienstreglement (Absatz a des Punktes 48. D. R. 1. Teil) die Mitarbeit aktiver Offiziere an periodischen politischen Druckschriften verbietet — keine einzige Antwort, und die »Offiziere«, die in der 'Zeit' über militärische Angelegenheiten schreiben, sitzen in ihrer Redaktion und folgen bloß jenen »Fahnen«, die auch Bürstenabzüge genannt werden. Aber die militärische Verkleidung glaubt den Redakteuren der 'Zeit' niemand. Viel besser spielen sie schon die Rolle von Hausierern, und der Mitarbeiter der 'Zeit', der jüngst vier Tage lang in Vorstadtloka-

len so glaubhaft den Hausierer mimte, daß er geprügelt und mit Bier begossen wurde, wird schließlich doch zur Einsicht gelangen, daß er als Journalist wirklich »seinen Beruf verfehlt« hat. Ein Hausierer, der sich als Redakteur der 'Zeit' verkleidete, hätte es sicherlich nicht täuschender getroffen. Freilich bangt ihm jetzt vor der Strafe, die ihm die Gewerbebehörde zweifellos wegen unbefugten Hausierens diktieren wird. Und auch für die echten Hausierer dürfte die Affäre unangenehme Konsequenzen haben, da die Gasthausbesucher nunmehr in jedem einzelnen einen verkleideten Redakteur der 'Zeit' wittern und ihn mit umso größerer Grobheit behandeln werden. Und all dies wegen eines Sensationsartikels! Ein angenehmes Leben führen diese Lokalredakteure der 'Zeit' gewiß nicht. Unaufhörlich treibt sie der Unternehmungsgeist des Chefs zu neuen Abenteuern. Nach Einschmuggelung des bekannten Kuppelinsersats in die 'Neue Freie Presse' mußte einer als »Sekretär eines Millionärs« Wiens Geschlechtsterrain inspizieren. Ein anderer sollte sich kürzlich als Straßenbahnkondukteur verummnen. Das sei ja strafbar, erwiderte der arme Teufel. Aber der Chef ließ nicht locker: es werde schon gehen, er brauche auch nur wenige Tage Kondukteur zu bleiben; DANN WERDE IHM DER ARZT DER 'ZEIT' EIN KRANKHEITSZEUGNIS AUSSTELLEN und er könne ohne Aufsehen wieder verschwinden. Fast wäre es zur Ausführung des Plans gekommen, wenn der Lokalredakteur, der gehört hatte, er müsse, bevor er fahren dürfe, erst einen mehrwöchentlichen [mehrwöchigen] Kurs durchmachen, daraufhin nicht dem Chef erklärt hätte, er könne sich auf die Sache nicht einlassen. Er wurde nicht mehr beschäftigt und bald entlassen. Später hat dann ein anderer eine Tramwayfahrt geschildert; aber er hatte sie bloß als einfacher Passagier mitgemacht ... Weit unterhaltender als die Schilderungen des Wiener Lebens sind übrigens die Belehrungen, die die 'Zeit' über die Sitten und Gebräuche der fernsten Länder bietet. Neulich erzählte sie von »Neujahr in Ägypten«, daß »am Neujahrstag der Mohammedaner seinen höchsten Feiertag hat, den letzten Tag des Fastenmonats Ramazan, den sogenannten Beiramstag«. Aber »der erste Tag des dreitägigen Beirams ist«, so schreibt mir ein Leser, »in Wahrheit der erste Tag des Monats Schauwal, welcher auf den Ramazan folgt. Er ist nur gerade in diesem Jahre mit dem Neujahrstag des gregorianischen Kalenders zusammengefallen; im Laufe von 33 Jahren fällt nämlich der Monat Schauwal mit jedem Monate unseres Kalenders einmal zusammen.« Wie mühselig doch die 'Zeit' Bildung schwitzt! Sogar die Druckfehler beweisen dem Leser, daß er ein Intelligenzblatt vor sich hat. Im Abendblatt vom 17. Jänner berichtet ein Telegramm aus Madrid über eine Meldung des »IMPARCIFAL«.

[Giron und die Parteien]

Neugieriger. Wer eigentlich Herrn Giron an den sächsischen Hof gebracht hat? Die Gottesleugner und die Frommen streiten noch immer darüber. Aber beide Parteien sind überzeugt: Kein blinder Zufall und kein kurz-sichtiger Hofmann ist's gewesen, und eine Verschwörung war sicherlich dabei. Flinker als die andre, hat die liberale Presse auch diesmal zuerst des Rätsels Lösung gefunden: Die Jesuiten stecken dahinter. Die haben nicht locker gelassen, bis sie eine freisinnige Tugend zu Falle brachten. Aber Herr Giron hat heftig protestiert; niemals sei er in die Schule der Jesuiten gegangen, nie als Werkzeug ihrer Pläne erkoren worden. Und jetzt trumpfen die Frommen auf: Eine Teufelsverschwörung ist es gewesen, und der Teufel hat ja zu allen Zeiten am liebsten die Sprache der Galanterie, das Französische, gesprochen. Kann man noch zweifeln, wer Louise von Sachsen zuerst durch verderbliche Lektüre und dann durch einen verderbten Lektor verführt hat? Die Freimaurer, so verkünden klerikale Blätter, sind die Schuldigen, und der maitre Giron

wird wohl, wenn er sein Werk getan, zum Meister vom Stuhl avancieren. So reißen sich um einen Ehebruch die politischen Parteien.

[Parlamentarismus und Geschlechtsempfindung]

Psychopatholog. Daß der Parlamentarismus die Gehirntätigkeit seiner Sklaven beeinträchtigt, ist längst erwiesen. Aber neu ist die Enthüllung seines Einflusses auf jene Nerven, die die Geschlechtsempfindungen regieren. Schon am 8. November wußte die 'Zeit' (siehe Nr. 121 der 'Fackel') bei Besprechung der Landtagswahlen in Favoriten zu melden, das Volk sei dabei »von Selbstbefriedigung überströmt«. Und jetzt will die 'Neue Freie Presse' natürlich nicht zurückbleiben und läßt am 18. Jänner durch ihren st—g in einer Charakteristik des Galeriebesuchers unseres Abgeordnetenhauses versichern: »Es muß recht laut und wild und heftig zugehen auf der parlamentarischen Bühne, soll er das schöne Gefühl der Selbstbefriedigung haben ... « Fehlt nur noch der Hinweis auf die letzte Seite unseres Blattes mit ihren brieflich ordinierenden Ärzten! Nein, es ist die höchste Zeit, daß der Absolutismus eingeführt wird. Der heilt »selbst in veralteten Fällen«!

[Aus meiner Sammlung]

Sammler. Allerhand Sprach— und Denkdummheiten! Aber man wird immer wählerischer. Nur das Köstlichste wird noch als bemerkenswert erachtet. Es heißt eben mit dem Raum sparen. Wie würde sich, wenn man's nicht täte, etwa die Abteilung »west—östliches Deutsch der 'Zeit'« ausdehnen! Und jedesmal, wenn man die gelungensten Proben ausgewählt zu haben glaubt, liefert sie noch bessere. Aber ihren Leitartikel vom 24. Januar wird die 'Zeit' schwerlich so bald überbieten. Da heißt es beispielsweise: »Er (Bülow) schweigt GEGEN Angriffe auf den Kronprinzen, weil er nicht DAFÜR verantwortlich ist«. Nicht verantwortlich für die Angriffe auf den Kronprinzen? Zweifellos! Das fehlte noch, daß ein Reichskanzler derlei beginge oder anstiftete. Und weil nicht die deutsche Regierungspresse, sondern die sozialdemokratische den Kronprinzen angegriffen hat, wird niemand den Grafen Bülow »dafür« verantwortlich machen. Übrigens ist die Regierung so wenig wie für die Kritik der Handlungen des Kronprinzen auch für diese Handlungen selbst verantwortlich. Sie hat zu ihnen zu schweigen. Aber der feinsinnige Stilist der 'Zeit' hat ebenso richtig wie ungrammatikalisch herausgeföhlt, daß Schweigen nicht immer Billigung bedeutet und daß man auch nuanciert »gegen« etwas schweigen und — der Beredsamkeit der Hände das Weitere überlassen kann: Herr Isi Singer macht in solchen Fällen gewiß eine abweisende oder, wenn er sich recht kräftig ausdrücken will, eine abstoßende Gebärde; Graf Bülow bewegt, wie neulich die Zeitungen berichteten, den Kopf ... Heiter auch bei ernsten Dingen bleibt das 'Deutsche Volksblatt'. Nur der Name Hülsner wirkt dort noch aufreizend, und mit tiefem Bedauern schrieb jüngst, als Hülsner wegen Religionsstörung angeklagt war, Herr H. A. Schwer (Abendblatt, 22. Januar): »Da er ohnehin zu lebenslänglichem Gefängnisse verurteilt ist, konnte er zu einer weiteren Kerkerstrafe nicht verurteilt werden«. Wie schade, nicht wahr? Aber tröstlich ist, daß es doch wenigstens EINE Verlängerung der lebenslänglichen Haft gibt: aus den Spalten der antisemitischen Presse wird Hülsner sicherlich auch nach seinem Tode noch manches Jahr nicht loskommen. Übrigens muß es schon jetzt so etwas wie Verlängerung der lebenslänglichen Strafe geben. Die 'Neue Freie Presse' z. B. wußte am 24. Jänner zu melden: »Im Prozesse gegen den Matrosen Kohler, welcher den Unteroffizier Biederitzki auf der 'Loreley' im Piräus ermordet hatte, wurde der Angeklagte zum Tode, zu sechs Jahren und vier Monaten Zuchthaus, zur Entfernung aus

der Marine und zu dauerndem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt«. Sie vermuten einen krassen Fall von neuer freier Justiz? Mit Unrecht. Es handelt sich bloß um einen krassen Fall von neuer freier Stilistik; da tatsächlich in Deutschland über jedes einzelne der konkurrierenden Delikte ein besonderes Urteil gefällt wird, mußte das Telegramm lauten: »Der angeklagte Matrose Kohler wurde wegen Mordes zum Tode, wegen Diebstahls und Fahnenflucht zu sechs Jahren vier Monaten Zuchthaus usw. verurteilt« ... Seitdem die Tagespresse mit wissenschaftlichen Beilagen prunkt, scheinen sich die wissenschaftlichen Zeitungen revanchieren zu wollen, indem sie sich Sonntagshumoristen beilegen. Und st—g und Bruno Bruni müssen den Kollegen beneiden, dem kürzlich in einem von der ganzen liberalen Tagespresse mit Begeisterung nachgedruckten Artikel der 'Wiener medizinischen Wochenschrift' (53. Jahrgang, Nr. 4) die Sätze gelangen: »Wir hätten auf die Ungeheimheiten, die Herr Baron Helfert auskramt, nicht reagiert, wenn wir nicht wüßten, daß RECHT INTELLIGENTE Menschen zu seinen Gesinnungsgenossen zählen. Sie sind eben stark im Glauben, aber SCHWACH IM DENKEN«. Ich bin stark im Glauben, daß man bloß schwach im Denken sein muß, um ein recht intelligenter Sonntagshumorist zu werden. Aber die denkschwache Intelligenz gehört nicht in die medizinische Presse, sondern in medizinische Behandlung. Putzig ist's auch, wie sich der Humorist der 'Wiener medizinischen Wochenschrift' gegen des Baron Helfert Behauptung ereifert, daß bei der Kurpfuscher—Familie Pich »häufig solche, die von Ärzten aufgegeben waren, ihre Heilung fanden«. Das sei unbeweisbar! Aber das ist so wahrscheinlich, wie es wahr ist, daß häufig solche, die von einem Arzte aufgegeben waren, bei eben diesem Arzte Heilung finden. BEI ihm; vielleicht nicht immer DURCH ihn: die Natur heilt sich oft selbst und vermag's sogar trotz einer ärztlichen Voraussage und auch bisweilen trotz einem Naturarzt. Zu widerlegen war bei der Behauptung des Baron Helfert bloß das naive Mißverständnis des Wortes »aufgegeben«, und dies konnte nur einem Sonntagshumoristen und schwerlich einem Arzt entgegen: »Aufgegeben« ist ein diagnostischer, kein therapeutischer Begriff, ist nur selten mit Unmöglichkeit, meist mit Unwahrscheinlichkeit der Genesung gleichbedeutend, und der Aufgegebenene, der sich an den Kurpfuscher wendet, weiß nur nicht, daß bei der wissenschaftlichen Therapie in tausend Fällen, bei der Kurpfuscherei in einem Fall die ungünstige Diagnose widerlegt wird. »Aufgegeben«, das klingt den Laien so fürchterlich. Aber für den Arzt hat es doch niemals etwas anderes bedeutet, als daß er, wo er zu hoffen aufgehört, erst recht zu fürchten anfängt und, seine Bemühungen verzehnfachend, tausendmal mehr Aussicht auf Erfolg hat als der Kurpfuscher.

[Streik und Reklame]

Schneider. Über den Schneiderstreik berichtet die 'Zeit' am 23. Januar: »Für die Firmen ESDERS, NEUMANN und ROTHBERGER wurden eigene Tarife aufgestellt, weil die genannten Firmen wegen ihres BESSEREN KUNDENKREISES eine FEINERE AUSFÜHRUNG der Ware verlangen«. Die 'Zeit' sollte, so meinen Sie, nicht versäumen, diesen Satz in den Belehrungen über wirksame Reklame, die sie an Sonntagen zu erteilen pflegt, nochmals abzudrucken.

[Theatersachen]

Habitué. Gewiß ist, daß Herr Schweighofer dem Publikum einer Stadt, in der der Urquell Girardischen Humors fließt, nicht viel zu sagen hatte. Aber eine theaterkundige Direktion hätte dies voraussehen und einem verdienten Routinier, dessen Individualität allzeit nur auf dem Niveau der Operettengesangskomik ursprünglich wirkte, die Kränkung ersparen müssen. Ungeschickte Notizen, die den Abbruch des Schweighofer—Gastspiels mit einem »hartnäckigen Kehlkopfleiden« und damit motivieren, daß »eine längere Enthaltung

von jeder mit der Ausübung seines Berufes verbundenen Anstrengung notwendig wurde«, machen die Sache nicht besser. Man gewinnt nur umsomehr den Eindruck: Herr Schweighofer leide hartnäckig im Kehlkopf, weil mit der Ausübung seines Humorberufes ANSTRENGUNGEN VERBUNDEN SIND. Wer das Schwitzbad der Komik, in das einen die Aufführung von Herrn Leon's spottschlechtem »Detective« versetzte, genossen hat, weiß davon ein Lied zu singen. — Herrn Dr. Robert Hirschfeld's, des neulich hier Gelobten, Kritik der Goethe—Vorstellung des Akademischen Vereins? Ich kann die Frage nach Ihrem Wunsch beantworten. Sie wissen, für wie schädlich ich die Schauspielerkritik der Tagespresse halte, in der Unverstand, Witzsucht und Mutwillen an die Existenz des Bühnenmenschen greifen. Herrn Dr. Hirschfeld halte ich noch immer deshalb für besser als die anderen, weil ich glaube, daß er den Ton, den er sich gegen eine in der Vorstellung des Akademischen Vereins mitwirkende Dame erlaubt hat, wenigstens ehrlich bedauert.

[Coquelin in Wien]

Inspicient. Vor dem Bühneneingang des Carltheaters ist gewiß irgendwo das Plakat angeschlagen: »Nichtbeschäftigten ist das Betreten des Bühnenraumes verboten«. Gleichwohl durften beim Coquelin—Gastspiel außer Herrn Lothar noch die Abgesandten der 'Wiener Allgemeinen', der 'Reichswehr', der 'Zeit' und des 'Deutschen Volksblatt' den Prospekt der Moliere—Szene verschönern. Um das bißchen Atem, das der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' dem gehetzten Virtuosen übrig gelassen hatte, begannen sich im Nu die anderen Herrschaften zu raufen. »Ein wenig ermüdet von der Vorstellung Sonntag nachmittags, ein wenig ermüdet überhaupt und erkältet dazu ist der große Franzose. Er ist ein abgesagter Feind des Interview in seiner allgemeinen Form, 'nichts als malplacierte Neugierden', sagt er und furcht ein wenig die Stirn dazu. Dann beginnt er wieder über seine Übermüdung zu klagen ... « Der grausame Schmock sieht und hört das alles und läßt doch nicht locker. Was ist's mit dem deutschen Kaiser? Heraus mit der Sprache! »'Was wollen Sie', ruft er (Coquelin) aus: ich habe nichts zu sagen darüber, der Kaiser war reizend FÜR MICH (so übersetzt der Herr von der 'Wiener Allgemeinen' die Worte: charmant pour moi) ... In Berlin haben sie auch geglaubt, sie müßten mich darüber interviewen. HAB' ICH DA EINEM VON DIESEN GUTEN HERREN MEINEN STANDPUNKT KLAR GEMACHT! ... Was mir der Kaiser gesagt — was ich dem Kaiser gesagt — mein guter Herr, was geht Sie das eigentlich an?« So, sagte er dem WIENER Herrn, habe er zum BERLINER Kollegen gesprochen. Aber der Wiener versteht es nicht und drückt es ab. Trotz Coquelin's auffallender Grobheit werden sie gleich intim. »Und Jean? Wie geht es Jean?« »Meinem, Sohn? Gut! Sehr gut.« Zum Schluß wird Coquelin's Gestalt beschrieben. Er »hat sich erhoben, er steht SEHR VIERECKIG da ... « Die 'Zeit' sandte eine resolute Dame: »Schon am Bühneneingang empfängt mich der französische Inspizient und führt mich auf die Bühne, wo Coquelin vorübergehen muß und ich ihn erwarten soll. Um mich her wird rumort, geschoben und gehämmert; geschäftige Leute gehen ein und aus. (Das geniert die Dame nicht.) Bald darauf kommt er selber, warm verpackt, die Pelzmütze auf dem Kopf, mit kleinen, hastigen Schritten — wirklich ein alter Herr in diesem Augenblick, etwas nervös, unruhig sieht er aus, als sei er noch nicht recht gesammelt, als habe er nicht völlig ausgeschlafen. Er fühlte sich FURCHTBAR MÜDE. ZWEI NÄCHTE HATTE ER IM COUPE VERBRACHT, EINEN ABEND DAZWISCHEN IN PRAG GESPIELT. UND SCHLISSLICH — MAN IST DREIUNDSECHZIG«. Das geniert die Dame nicht, und sie sprechen sofort über die Schönheitsideale der Völker ...

MITTEILUNGEN DES VERLAGES

Jene P. T. Postabnehmer, deren Abonnement mit der Nr. 126 abgelaufen war, werden für den Fall der Erneuerung ersucht, den der Nr. 127 beigeschlossenen Erlagschein zu benützen. Geschäftsstunden des Verlages. 9—12 und 2—6 Uhr.